

Taunus-Blätter

Unterhaltungs-Blätter / Geschichte und Heimatkunde
Wochen-Beilage zur Taunus-Zeitung

Kelkheimer- und
Hornauer Anzeiger

Nassauische Schweiz ✧ Anzeiger für Ehlhalten,
Eppenhain, Glashütten, Ruppertsheim, Schloßborn

Falkensteiner Anzeiger
Fischbacher Anzeiger ✧

1. Jahrgang

Geschäftsstelle:
Hauptstraße 41

Dienstag, den 23. November 1915

Fernsprecher:
Königsstein 44

Nummer 13

Große Zeit.

Erzählung von Arnold Frank.

— Nachdruck verboten. —

12

„Mutter, was gibst Du mir, wenn ich Dir das Geheimnis verrate?“ Der Polier liebte es, seine Frau ein bißchen zu necken. Sie sah ihn von der Seite an. „Das wird ein schönes Geheimnis sein“, wies sie ihn ab. „Du siehst mir gerade darnach aus, als ob Du Geheimnisse mit Dir herumtragen könntest.“

„Diesmal ist es aber doch eins, wenigstens ist es bisher eins gewesen“, schmunzelte der Polier. „Na, ich will es Dir nur sagen, denn Du kommst doch nicht dahinter. Also der Otto macht heute sein Examen für den Dienst als Einjährig-Freiwilliger. Und wenn er es besteht, soll er zum ersten Oktober bei den Gardepionieren eintreten, und der Herr Ehrhard Redlich bezahlt den ganzen Ritt. So, nun weißt Du alles, und jetzt warte geduldig ab, bis der Junge nach Hause kommt und uns Nachricht bringt, ob er durchgekommen oder durchgeplumpst ist. Lange kann's ja nicht mehr dauern.“

Frau Babette sank auf ihrem Stuhle sprachlos zurück. Dann aber butterte sie heraus: „Und das sagst Du mir erst jetzt, Mann? Schämst Du Dich gar nicht, mich so in Unkenntnis zu lassen, wo ich doch von dem Otto so viel halte, als ob er mein eigener Sohn wäre? Pfui, Frixe, das war nicht recht.“

Frixe Sauer war etwas verlegen, der vorwurfsvolle, eigene Ton in der Stimme seiner Frau traf ihn doch. „Weiß Gott, Babetchen, das ist alles bloß zu Deinem Besten geschehen. Der Otto meinte auch, Du solltest erst dann alles wissen, wenn er mit der Geschichte durch wäre. Denn, wenn er nicht bestände, wollte er doch hinterher nicht noch ausgelacht werden. Und Du würdest den Mund nicht halten können, und alle Leute würden es dann wissen. Ja, so hat er gesagt.“

Jetzt fuhr die Frau in die Höhe. „Das hat der Otto gesagt?“ Na warle, Du Patron, Dich werde ich mir nachher vorbinden. Ich, die Babette Sauer, geborene Kiebusch, soll nicht den Mund halten können, wenn's nötig ist? Das gibts nicht. Und der Junge, der Otto, unser Otto, soll bei dem Examen durchplumpsen, wo es sich um die Schnüre handelt? Das gibts schon gar nicht. Das macht er unbesehen bei Tage und Nacht. Ich kenne meinen Jungen doch! Und wenn mir nichts von der Sache gesagt ist, hat denn Fräulein Helmert auch nichts davon erfahren, he? Na, nun sprich doch, Frixe!“

„Natürlich weiß Fräulein Matilde davon; die ist doch der Kassierer und erster Buchhalter vom alten Herrn, durch ihre Hände geht alles. Und wenn der Otto sein Jahr ab-

gedient hat, dann wird sie sein Fräulein Chef. Du, da kann sich der Junge heran halten, die versteht was!“

„Na, der Otto hat auch sein Fach gelernt. Meister Redlich hält viel von dem Jungen, und das Fräulein kann lang suchen, bis sie einen Mann findet, der so für die Firma durch Dick und Dünn geht, wie unser Bengel.“ Sie horchte auf. „Das ist sein Tritt, da kommt er. Und drei Treppentufen nimmt er ja wohl mit einem Mal. Dann ist alles gut.“ Damit eilte sie zur Tür, riß sie auf, und im nächsten Augenblick lag der große stattliche Mensch in den Armen der kleinen corpulenten Frau, zu der sich Frau Babette im Verlaufe der Jahre entwickelt hatte.

„Mutter, Vater, ich hab's, ich hab's gewonnen und zum Oktober ziehe ich den bunten Rock an. Nun sollt Ihr auch Freude an mir erleben, jetzt kann ich mich erst so recht für alles bedanken, was Ihr an mir getan habt.“ Und die beiden Pflegeeltern standen bei ihm und küßten und streichelten den schier Ueberglücklichen vor Freude ohne Ende.

„Otto, Du warst ja immer zu uns, wie ein Sohn zu seinen Eltern, obgleich wir bloß so oft auf Dich mitgeachtet haben, und das Meiste eigentlich der Meister Redlich getan hat. Also rede nicht mehr lange davon,“ sagte der Polier ganz gerührt und seine Frau stimmte ihm bei. Aber der junge Mensch protestierte lebhaft: „Ja, Herr Redlich hat viel für mich getan, aber Ihr Beide doch noch weit mehr. Was wäre ich wohl heute, wenn Ihr mich nicht bei Euch aufgenommen hättet?“

„Ich wäre ja ein Lump, wenn ich das je in meinem Leben vergessen wollte!“

„Warst Du schon beim Meister Redlich und beim Fräulein?“ fragte Frau Babette, ihrem Manne einen Wink mit den Augen gebend, den Frixe Sauer aber nicht beachtete. Er wußte wohl, was dieser Wink bedeuten sollte, seine Frau wiegte sich bezüglich des stattlichen jungen Pflegesohnes und des jungen Mädchens, von dem sie sehr genau wußte, daß sie des reichen Großvaters einzige Erbin sein werde, in großen Hoffnungen. Der Polier dachte von Otto Steffen nicht gering, aber meinte, mit gar zu großen Erwartungen dürfe sich der noch nicht tragen; er selbst und seine Kollegen waren doch auch keine Leute von Pappe, verstanden ihr Fach und waren als Poliere angesehene Leute. Da brauchte der Otto kein Herr im Gehpelz, mit Zylinder und einer dicken Havanna-Zigarre zu werden, der schließlich die Menschen von oben herab ansah. Es war ja richtig, der Otto hatte von der Pike auf gedient, er würde nicht so schnell ein bramsiger Mann werden; aber die Gefahr lag immerhin nahe, wenn einer aus solchen kleinen Verhältnissen in große hineingeriet, in denen er nicht jedes Goldstück ein paar Male umzudrehen brauchte. Das Fräulein Matilde bot viel mehr Garantie, daß sie in Zukunft die-

selbe bleiben würde, die sie war; sie lebte nun lange genug bei ihrem reichen Großvater, den sie um den Finger wickeln konnte, und war doch dieselbe geblieben. Sollte der Junge mal so viel Glück haben, Meister Redlichs Enkelin als Frau zu bekommen, gut; aber bloß nicht nachtreiben, wie es die Weibsleute so gern taten und dem Jungen keine Raupen in den Kopf setzen. Darum gab der Polier auf alles verstoßene Zublinken seiner Frau keine Achtung.

„Nein,“ antwortete Otto Steffen auf die Frage seiner Pflegemutter. „Der Meister hat ja viel für mich getan, und das Fräulein meint es gut mit mir; aber so nahe wie Ihr stehen sie mir doch nicht, und darum bin ich natürlich zuerst zu Euch gekommen. Ich will nachher noch schnell mit der Straßenbahn hinaus fahren. Doch zuerst gib mir zu essen, Mutter, ich habe nach der langen Zeit der Aufregung und der Erwartung einen Mordshunger.“

„Ja, es sind noch Kartoffeln da, Pellkartoffeln mit Hering,“ antwortete Frau Babette, „aber ich weiß nicht, ob die jetzt Dir noch zusagen werden.“

Fritz Sauer schlug auf den Tisch, daß es schallte, während der junge Mann herzlich lachte: „Mutter, Du bist ja ganz aus dem Häuschen,“ rief er; „wenn ich als Soldat bloß immer Deine guten Kartoffeln und den famosen Matjeshering haben werde. Dann will ich vergnügt sein. Wer weiß, was wir alles noch mal erleben werden. Uebrigens verlangt auch der Meister Redlich noch alle paar Wochen seine Kartoffeln mit Hering!“

Frau Babette achtete nicht auf die letzten Worte: „Was soll es denn geben, Junge, daß Du so sprichst?“ Otto Steffen hieb bereits auf die schnell herbeigetragenen Kartoffeln ein: „Was es geben soll? Na, mal Krieg, Mutter.“

Die Frau kreischte auf. „Junge rede nicht solche Geschichten! Im Reichstage sprechen sie gerade genug vom Krieg. Fange Du nur nicht auch noch davon an. Wir haben gerade noch von anno Siebzig genug. Was Fritze?“

Fritz Sauer nahm aus dem Krüge, der vom Abendbrote her noch auf dem Tische stand, einen Zug, schob ihn seinem Pflegeohn hin, der sich ebenfalls stärkte, und sagte dann: „Weißt Du, Mutter, die Franzosen haben seit dem letzten Feldzuge so viel herumtrahlet, daß wir, die wir damals Paris belagert haben uns immer schon wunderten, daß es nicht doch schon wieder losgegangen ist. Und wenn es jetzt dahin kommen sollte, weiß Gott, ich zöge heute noch lieber wie morgen wieder mit raus, um ihnen das Fell zu gerben. Also wenn der Junge Lust hat, auch mal mit zu machen, verdienen kann ich es ihm gar nicht.“

„Stimmt, Vater,“ rief Otto Steffen, „Prosit! Und mag der liebe Gott es geben, daß die Franzosen ihren Buckel ordentlich fühlen.“ Nach Frau Babettes Sinn war das gar nicht, aber sie wußte daß langes Reden ihren Mann auch nicht anderen Sinnes machte, und so sagte sie: „Mit Euch Männern ist nicht zu sprechen. Es ist bloß ein Glück, daß Ihr Maurersleute nicht die Welt regiert, sondern daß der alte Kaiser und der Bismarck kommandieren.“

Otto Steffen stand auf, um sich zum Besuch bei dem Prinzipal fertig zu machen. „Uebrigens hieß es, mit dem Kronprinzen sollte es nicht zum Besten stehen. Die Leute reden von seinem Halsleiden alles Mögliche.“

Jetzt ward der Polier ärgerlich. „Unseren Fritze laßt mir aber doch außer'm Spiel. Ich kenne ihn seit Wörth, hab' von ihm selbst das Eiserne Kreuz bekommen, weiß also, was er für ein Herr ist. Schwachen die Leute allen möglichen Unsinn zusammen! Kaiser Wilhelm ist schon über neunzig Jahre, und der Kronprinz wird mal noch älter. Aber Junge, nun mach', daß Du wegstommst, sonst triffst Du die Herrschaften nicht mehr auf.“

„Keine Sorge,“ erwiderte Otto Steffen fidel. „Meister Redlich kann bei seinen Jahren des Nachts schwer ein-

schlafen, und das Fräulein leistet ihm oft bis nach Mitternacht Gesellschaft. Jetzt geht es erst auf neun, spätestens um neun Uhr bin ich draußen. Und wenn ich mir eine Droschke spendiere, schon eine viertel Stunde früher. Und nun guten Abend!“

Er spendierte sich eine Droschke, um nicht zu spät an Ort und Stelle zu sein, und ward von dem tiefsten Baß des alten Meisters in launigster Weise begrüßt. „Na, Otto Steffen, alter Kronensohn, da bist Du ja. Durchgeplumpst bist Du ja nicht, das hätte ich Dir auch schön angestrichen, aber den diden Wilhelm brauchst Du deshalb noch lange nicht zu machen. Zu den Gardepionieren gehst Du, da können sie praktische Leute gebrauchen. Und was das Jahr kostet, das ist meine Sache.“

„Herr Redlich, Sie meinen es gut mit mir!“

„Junge, habe Dir nicht so. Du hast 'nen neumodischen Kopf, aber Hände, die zupacken können, aus der alten Zeit. Und solche Bengels, die auf dem alten Gewerke das neue aufpflanzen sollen, die sind für die Zukunft des Gewerks die richtigen Erben, für die man schon ein paar Hundert Taler aufwenden kann. Also keine langen Redensarten mehr, auch die Dankerei kannst Du Dir sparen. Und jetzt, Tildecken, klinge! dem Mädchen und lasse zwei Buddeln von dem gelbgelapfelten aus dem Keller holen, da wollen wir auf die künftigen Schnüre und ihren Träger ein paar Gläser leeren.“ Matilde erhob sich: Dabei gab sie dem jungen Manne mit ein paar herzlichen Glückwunschwörtern die Hand, und Steffen dachte im Stillen bei sich: „Romisch! Ob man das Fräulein Morgens, Mittags oder Abends sieht, immer ist sie dieselbe. Sie hat wohl bloß das eine Gesicht.“

Es ging schon stark auf Mitternacht, als das Dienstmädchen dem Besucher zur Haustür leuchtete. Ehrhard Redlich sagte zu seiner Enkelin: „Ich glaube, der bleibt so dabei, wie er bisher war, für den ist das Geld nicht fortgeworfen.“ Und Matilde Helmert versetzte ruhig: „Daran habe ich nie gezweifelt, Großvater.“

Im Herbst von 1887, während der franke Kronprinz nach dem Süden gegangen war, um nach dem Räte des englischen Arztes Dr. Madenzies in dem milderen Klima von San Remo Genesung zu suchen, hatte Otto Steffen mit der Ableistung seines Einjährigen Jahres begonnen. Er war ein tüchtiger Soldat geworden, dessen Knochen wie aus Elfenbein schienen, für die alle Anstrengungen des nicht leichten Pionierdienstes nur Spielerei bedeuteten. Meister Redlich sah ihn gern bei sich zu Tisch und ließ sich allerlei aus dem Militärleben erzählen, wogegen er dann seine eigenen Erfahrungen aus der Soldatenzeit von früher aufzählte. Es war ja nicht so wie heute gewesen, aber doch eine schöne Zeit.

Mitunter wurden die Geschichten des alten Herrn etwas derbe. Matilde Helmert räusperte sich dann, und er lenkte sofort wieder ein. So gingen den drei Menschen die Stunden pfeilschnell dahin, und besonders Redlich konnte es kaum erwarten, wenn der junge Soldat wieder zum Besuch kam. Unvermittelt fragte der alte Maurermeister, als er mit seiner Enkelin eines Abends allein war: „Sage mal, Tildecken, hast Du denn gar keine Lust zum Heiraten?“

Mit ihrem feinen Lächeln sah Matilde zu ihm auf. „Großpapa, ich habe daran wirklich nicht ernstlich gedacht. Mama hatte den Wunsch, ich möchte die Bewerbung des Bankiers von Raschlow erhören, aber als ich ihr bestimmt gesagt hatte, daß mir die Erfüllung ihres Wunsches unmöglich sei, ist sie auf das Thema nicht wieder zurückgekommen, und ich habe auch nicht daran gedacht.“ Sie sagte das mit solcher ruhiger Selbstverständlichkeit, daß der alte Herr erkannte, daß es der Enkelin voller Ernst mit ihren Worten war.

"Du magst Recht haben," erwiderte er. "Du hast Dich, seitdem Du bei mir bist, an eine solche Selbstständigkeit gewöhnt, daß es Dir im Ehestande wohl etwas seltsam vorkommen würde. Und Du bist auch anders, als Mädchen Deinen Alters. Aber denke mal daran, Du würdest auf allerlei Verdrießlichkeiten stoßen, weil man nicht glaubte, daß Du Energie wie ein Mann hast. Da würdest Du vielleicht doch bereuen, unverheiratet geblieben zu sein. So schnell holt mich wohl Gvatter Klapperbein noch nicht, wenn ich auch meine Jahre habe, aber einmal muß ich alter Krauter doch wohl ins Gras beißen. Und wenn ich wüßte, daß Dir für diese Zeit keinerlei Sorgen drohten, so würde mich das doch wohl beruhigen. Natürlich will ich Dich nicht drängen, Tildeken, Dir auch niemand nennen, an dem Du für spätere Jahre eine Stütze und einen Beistand haben könntest, aber ich rate Dir alles. Blind bist Du ja für das, was in Zukunft an Dich herantreten kann, nicht."

Sie neigte gerührt ihre blühende Wange an seine wulstige und streichelte zärtlich die müde, abgearbeitete Hand. "Ich verspreche es Dir, Großpapa, ich will alles genau überlegen. Ich bin kein unreifer Backfisch mehr, sondern werde bald sein, was man ein erfahrener Mädchen nennt, Du darfst also meiner ruhigen Besonnenheit vertrauen. Ich kann mir ja denken, daß Du z. B. in Otto Steffen einen Mann erblickst, der für mich ein passender Lebensgefährte sein könnte, und ich schätze ihn gewiß. Aber nun Mann und Frau zu sein, dazu passen wir, glaube ich, doch nicht recht zusammen. Der Reis, der hier geschmiedet werden soll, wird, so fürchte ich, einen Mistklang geben."

"Aber, Tilde," sagte der alte Herr vorwurfsvoll, "wie kannst Du nur so sprechen? Der Steffen ist kein Schmachtlappen, sondern ein Charakter, ein solider Mensch, von dem man weiß, was man an ihm hat. Wie kannst Du denken, daß Du mit dem Mal nicht auskommen könntest? Der wird ja geradezu ein Mustergatte."

Das junge Mädchen lachte auf. "Verzeihe mir, Großpapa; Du hast gewiß in allem Recht, aber das ist's ja gerade. Wenn Otto Steffen und ich uns heiraten wollten, so würden wir als gute Kameraden mit geradezu peinlicher Sorgfalt darauf achten, daß unser Leben sich wie am Schnürchen, ohne jede Störung sich abwickelte, wir würden leben und streben, wie Du es nur wünschen könntest; aber statt eines rechten, goldenen Glückes würden wir ein großes Kontobuch mit vielen Zahlen im Hause haben, und wenn aus den fünfstelligen Zahlen sechsstellige und aus den sechsstelligen Zahlen siebenstellige geworden wären, dann würde der Jubel groß sein. Unsere Ehe würde, um es ganz kurz zu sagen, ein geschäftliches Kompagniegeschäft sein. Und darnach steht mein Sinn wirklich nicht, Großpapa!"

Meister Ehrhard wollte zuerst drohend auffahren, wirklich zornig auf seinen Liebling werden, aber dann besann er sich. "Nein, Tilde," sagte er leidend ruhig, "zu einer solchen Ehe würde ich Dir nicht raten können. Das wäre ja, als ob man Tag für Tag essen sollte, was ohne Kraft und Saft, ohne Salz und Schmalz gekocht worden wäre. Das ist nichts. Um so etwas zu haben, da brauchst Du Dich nicht zu verheiraten. Aber Tilde, ich sage Dir auch das: So als alte Jungfer durchs Leben herum zu laufen, das kriegst Du über. Und wenn Du es nicht über bekommen solltest, so ist es noch schlimmer, dann verstockst und versteinst Du ganz und gar, so daß Du mit Niemandem und niemand es mit Dir aushalten kann. Gewiß, Du hast eine Mutter, zu Hause, aber wenn Du Dich zu Hause wohl fühltest, so würdest Du zu Haus und nicht bei mir sein. Also, Kind, was Du Dir überlegst, das überlege Dir auch richtig!"

"Sei getrost, Großpapa, das will ich," versetzte sie entschieden und gab ihm seinen Guten-Nacht-Kuß. "Sieh einmal, Du rechnest mit Deinen mehr als siebzig Jahren, und ich bin noch lange nicht dreißig. Da lasse mir meine hoff-

nungsfrohe Jugend. Und weißt Du, sei ganz getrost, ich meine, der Otto Steffen wird gerade so denken, wie ich."

Es war im Vorfrühling von Ostern 1888. Alle Welt sagte es, der alte Herr sei schwer krank, und der Kronprinz sei von einem herben Leiden bedrückt. Aber was alle Welt sagte, das erkannte deshalb das Volk noch lange nicht an, das glaubte weder an des Kaisers Sterben, noch an ein unheilbares Siechsein seines Sohnes und Erben. Und dem Volke soll auch sein kraftvolles Vertrauen in die Zukunft nie und nimmer gemindert werden, denn es verlöre damit ein starkes Teil seiner eigenen Kraft. Menschlich ist, daß Hoffen Stärke ist.

Matilde Helmert saß am Lager ihres Großvaters. Der flüsterte ihr mit matter Stimme zu: "Tildeken, mir geht es, wie unserm alten Herrn. Der Kaiser ist nicht krank, aber er ist müde. Und ich bin müde, wenn ich auch über zwanzig Jahre jünger bin. Hohenzollernblut ist eben ein ganz besonderer Saft, das hält jung und frisch weit über das biblische Alter hinaus. Na, ich will mit unserm alten deutschen Gott nicht hadern, ich habe vom Leben mein Gutes gehabt, und wenn er mir sagt, Ehrhard Redlich mache Schicht, so sträube ich mich nicht groß. Aber das sollst Du sehen, Kind, der alte Herr, unser Kaiser, der kommt darüber weg, der überlebt uns alle, der wird seine hundert Jahre alt. Und das wird für uns alten Knöpfe alle eine große Freude sein."

(Fortsetzung folgt.)

Zum Gedächtnis an grosse Zeit.

25. November 1914. — Sieg bei Lodz und Lowicz. — Ungarischer Reichstag. Ein großer Sieg wurde an diesem Tage im Osten bei Lodz und Lowicz durch die Truppen des Generals von Mackensen gegen drei russische Armeen errufen. Die Russen hatten sehr schwere Verluste, außer vielen Toten nicht weniger als 40 000 Gefangene verloren; 70 Geschütze, 160 Munitionswagen, 156 Maschinengewehre wurden erbeutet. — Sehr feierlich vollzog sich am genannten Tage die Eröffnung der Kriegstagung des ungarischen Reichstages, die durch Verlesung eines königlichen Handschreibens durch den Ministerpräsidenten Grafen Tisza geschah. Großartig waren die Ovationen für das Deutsche Reich und den deutschen Kaiser und die Sympathiebekundungen für die Osmanische Nation.

26. November 1914. — Französische Vermögen in Deutschland. — An der Kolubara. In einer Verordnung vom genannten Tage erklärte der Bundesrat die Stellung der Unternehmungen französischer Staatsangehöriger in Deutschland unter zwangsweise staatliche Verwaltung für zulässig. — Im Osten mußte Czernowitz von den österreichischen Truppen geräumt werden, wie denn in Galizien der russische Ansturm immer stärker wurde und sich die Russen im genannten Teile der Provinz am längsten behaupten konnten. Dagegen nahmen die Kämpfe in Serbien einen für die Oesterreicher günstigen Verlauf, namentlich an der Kolubara; in jener gebirgigen Gegend hatten die Truppen bereits durch Schneestürme arg zu leiden.

27. November 1914. — Hindenburg Generalfeldmarschall. In einem Armeebefehl des Generaloberst von Hindenburg vom genannten Tage werden die in der letzten Zeit errungenen Erfolge bekannt gegeben. Der sieggekronte Führer erklärt, daß er vom Kaiser zum Generalfeldmarschall ernannt worden sei und daß der Kaiser die Leistungen der Truppen anerkenne: "In langen schweren Ringen haben Ihre Armeen die Pläne des an Zahl überlegenen Gegners zum Scheitern gebracht." Der Generalfeldmarschall dankt auch seinerseits den Truppen, indem er betont, er sei stolz

darauf, an der Spitze solcher Truppen zu stehen. „Eure Kampfesfreudigkeit und Ausdauer haben in bewunderungswürdiger Weise dem Gegner große Verluste beigebracht; über 60 000 Gefangene, 150 Geschütze und gegen 200 Maschinengewehre sind wiederum in unsere Hände gefallen.“

28. November 1914. — Russische Niederlage bei Homonna. — Die „Anesha“. In den Karpathen erlitten die Russen an diesem Tage eine schwere Niederlage bei Homonna; die österreichischen Truppen hatten die russische Stellung an beiden Flügeln umfaßt, das Feuer der Artillerie war furchtbar und nach einem ungehobenen Sturmangriff der österreichischen Fußtruppen mußten die Russen den Rückzug antreten; sie verloren neben 1500 Gefangenen Tausende von Toten. — Nicht geringes Aufsehen machte die Auferstehung der „Emden“. Die von diesem deutschen Schiffe gelandeten Truppen waren den Engländern entkommen, hatten sich durchgeschlagen und den Schoner „Anesha“ bemannt, aus dem sie nun in die Welt hinausfuhren, das Werk der „Emden“ nach Möglichkeit fortzusetzen. Am genannten Tage kam die „Anesha“ in Padang, einem Hafen der Südwestküste von Sumatra, an und nahm Proviant ein.

29. November 1914. — Russische Niederlage bei Darkehmen. — Kampf bei Suwobor. An der ostpreussischen Grenze bei Darkehmen holten sich die Russen eine schwere Niederlage, als sie mit starken Kräften einen Ueberfall auf deutsche Befestigungen versuchten. — In Serbien erstürmten die Oesterreicher das hartnäckig verteidigte Suwobor, auf der Straße nach Baljevo gelegen, nach heftigen Kämpfen; über 1200 Gefangene wurden gemacht. 14 Maschinengewehre erbeutet.

30. November 1914. — Kämpfe vor Przemyśl. — Oesterreichischer Erfolg in Serbien. Während in diesen Tagen im Westen Ruhe herrschte, gab es im Osten an irgend einer Stelle jeden Tag erneute Kämpfe. Vor Przemyśl, der galizischen Festung, erneuerten die Russen ihre Angriffe, indem sie versuchten, sich den nördlichen Vorfeldstellungen der Festung zu nähern; durch einen österreichischen Gegenangriff wurden sie zurückgeschlagen. — Auf dem serbischen Kriegsschauplatz brachte dieser Tag einen siegreichen Teilabschluß. Die Serben hatten mit starken Streitkräften östlich der Kolubara mehrere Tage hindurch hartnäckigen Widerstand geleistet, waren auch wiederholt zum Angriff übergegangen, wurden aber nunmehr von den österreichischen Truppen auf der ganzen Linie geworfen und erlitten im Rückzug erhebliche Verluste. Die Zahl der serbischen Gefangenen betrug im ganzen seit der zuletzt eingeleiteten Offensive 19 000 Mann.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Die große Gauklerin, Roman von Carry Brachvogel. Der neue Band der Ullstein-Bücher / 1 Mark. Die große Gauklerin ist Benedig, die Schöne, mit ihren weißen und orangegefarbenen Palästen, ihren Kuppeln und Mosaiken, mit dem goldenen Schimmer ihrer ruhmvollen Vergangenheit. All den Zauber stellt dieser Roman dar, den die Stadt der Dogen von jeher für das schwärmende deutsche Gemüt befehlen hat; doch hinter der prunkenden Fassade zeigt er Dede und Niedergang, Aermlichkeit, sittliche Verwahrlosung, gespenstisch und marionettenhaft ist das Scheindasein, das die Nachkommen der erlauchten Geschlechter führen. Zerfällt sind die Seidengardinen, zerklüftet die einstmaligen kostbaren Möbel. Trüge verbringen in dunklen, kalten Räumen die Frauen ihre Tage, müßig schlendern auf der Piazzetta die komödiantisch eitlen jungen Männer daher, die nur von Geldheiraten mit Ausländerinnen eine Wendung des Schicksals erhoffen. Die Zufallsehe einer

blonden deutschen Offizierstochter mit einem dieser Nobili gibt dem Roman von Carry Brachvogel die fein und spannend gesteigerte Handlung. Sehnsucht nach der fernen deutschen Heimat ist der Grundton des Buches, das im Bilde der Gauklerin Benedig das zerrüttete Italien der Gegenwart erkennen läßt.

Luftige Ecke.

Verlorene Liebesmühe.

Richter: Zeuge, wiederholen Sie wörtlich, was Ihnen der Angeklagte gesagt hat.

Zeuge: Er sagte, daß er mir fünf Gulden geben würde, wenn ich schwiege.

Richter. Der Angeklagte hat doch nicht „er“ gesagt, sondern in der ersten Person gesprochen.

Zeuge: Nein, Herr Richter, die erste Person, die sprach, war ich.

Richter: Ja, aber der Angeklagte kann doch unmöglich von sich in der dritten Person gesprochen haben.

Zeuge: Eine dritte Person war nicht anwesend; wir waren nur zu zweien.

Richter (ungeduldig): Zeuge, hören Sie, der Angeklagte hat doch nicht gesagt: „er wird dir 5 Gulden geben“, sondern: „ich werde dir 5 Gulden geben“. Nicht wahr?

Zeuge. Nein, Herr Richter, von Ihnen hat er gar nicht gesprochen.

Richter (verzweifelt): Zeuge, Sie können sich setzen.

Aus der Münchener „Jugend“.

Wir unterhielten uns gestern über die Möglichkeit einer glücklichen Heimkehr aus dem Felde, dabei bemerkte ein Kamerad trocken:

„Mir kann nichts passieren, ich habe in der Heimat einen Schneider, dem ich noch 600 Mark schulde, der betet jeden Abend für meine glückliche Heimkehr.“

Der Herr Notar, ein Freund unserer Familie, ist seit Kriegsbeginn mit vorn am Feinde gewesen. Da höre ich, daß er auf einen kurzen Urlaub zu den Seinen zurückgekehrt ist. Gleich darauf treffe ich auf der Straße den kleinen Peter, Notars hoffnungsvollen Sprößling. Ich frage: „Nun, Peterlein, Dein Vater ist heimgekommen? Ist er denn verwundet?“

Wie bedauernd antwortete der Kleine: „Ach nein, verwundet ist er nicht.“ Und dann fügt er geringschätzig hinzu: „Nicht einmal Läuse hat er mitgebracht.“

An der Telegrammtafel. „Warum ist denn heute der Tagesbericht so winzig klein gedruckt, daß man ihn kaum lesen kann?“

„Ja wissen's, Herr Nachbar, heit is fettloser Tag, do derf nix fett gedruckt wer'n!“

(Russische Klassizität.) Zar: „Onkel, bring' mir meine Regionen wieder!“ — Nikolai Nikolajewitsch: „Nur Geduld, sie sind ja schon in Eilmärschen unterwegs. Wenigstens, was noch übrig davon ist.“

Bei der Musterung. Arzt: „Na, was fehlt Ihnen?“ — Moriz: „Ich hab' 'n Herzfehler!“ — Arzt: „Na lassen Sie mich mal hören: Stimmt!“ — Der Herrton ist nicht rein, es klingt wie Drüdeberger, Drüdeberger! Na, wir wollen's trotzdem mal mit Ihnen riskieren: Infanterie!“